

## Einführung in die 16. Wolfgang-Loch-Vorlesung von Elfriede Löchel am 16. Oktober 2015

*Friedrich-Wilhelm Eickhoff*

Es freut mich sehr, Frau Professor Elfriede Löchel vorstellen zu dürfen. Das Thema ihrer heutigen Wolfgang-Loch-Vorlesung lautet: »Triebe und Objekte« neu gelesen – Eine textkritische Auseinandersetzung mit einem Aufsatz Wolfgang Lochs aus dem Jahre 1981«. Dies ist die 16. Veranstaltung der im Jahr 2000 gegründeten Stiftung. Der Titel verweist auf eine historische Dimension und zudem auf einen Interessenschwerpunkt Frau Löchels, nämlich die Relektüre klassischer Texte der Psychoanalyse.

Frau Löchel ist Professorin für Theoretische Psychoanalyse und Subjekttheorie an der International Psychoanalytic University Berlin und Herausgeberin des *Jahrbuchs der Psychoanalyse*. Sie praktiziert in Bremerhaven und ist Lehranalytikerin der DPV in der Bremer Psychoanalytischen Vereinigung.

Aus ihrem umfangreichen wissenschaftlichen Werk erwähne ich hier nur selektiv einige bedeutungsvolle Arbeiten. Ich beginne mit ihrem Text zum Stichwort »Symbol, Symbolisierung« aus der ersten Auflage des *Handbuchs psychoanalytischer Grundbegriffe* von Wolfgang Mertens und Bruno Waldvogel. Dort schreibt Löchel:

Die Geschichte der psychoanalytischen Auseinandersetzung mit dem Symbolbegriff ist durch eine starke Akzentverschiebung gekennzeichnet. Während zu Beginn das Symbol als relativ feststehende (auch überindividuelle) Bedeutungseinheit im Vordergrund der Betrachtung stand (z.B. Freuds »Traumsymbole« 1900a), richtet sich heute die Aufmerksamkeit auf Prozesse der Symbolisierung bzw. Symbolbildung in der individuellen psychosexuellen Entwicklung sowie auf die klinischen Manifestationen gestörter Symbolisierungsprozesse. (Löchel 2000, 695)

In einer Arbeit aus der jüngsten Vergangenheit – »(Mit) Differenzen arbeiten. Symbol, Symbolisierung, Symbolisches. Ein Beitrag zur Diskussion des psychoanalytischen Symbolbegriffs« im *Jahrbuch der Psychoanalyse* 71 – traut sie der Auffassung, dass die psychoanalytische Behandlung Arbeit an Symbolisierungsprozessen sei, eine gute Chance zu, bei der Suche nach einem »common ground« (Wallerstein) der vielfältigen Strömungen der heutigen Psychoanalyse konsensfähig zu sein (Löchel 2015, 93). Hellsichtig öffnet Frau Löchel am Ende dieses Beitrags den Blick auf das Verhältnis von Symbolisierung und Repräsentanzbildung. Nicht mehr nur die Bewusstmachung und Symbolisierung verdrängter Triebkonflikte und auch nicht nur die Symbolisierung unbewusster Phantasien bzw. projektiver Identifizierungen stehen im Zentrum heutigen Interesses, sondern vielmehr seelische Zustände ohne Repräsentanz (Botella/Botella 2005; genaue Literaturangaben in Löchel 2015). In diesen Fällen muss ein psychischer Repräsentanzraum durch die gemeinsame Arbeit von Analytiker und Analysand erst geschaffen oder wiederhergestellt werden (a.a.O., 115). Die Arbeit enthält aber auch eine luzide Darstellung der »Varianten des ›Fort-Da-Spiels‹ oder Symbolisierung als Verneinung« aus Freuds *Jenseits des Lustprinzips*. Diesem Text hat die Autorin 1996 in ihrer schönen Arbeit »Jenseits des Lustprinzips: Lesen und Wiederlesen« eine sorgfältige Re-Lektüre gewidmet. Derridas in der zweiten Lieferung der Postkarte mit der Botschaft »Das Leben der Tod« kommentierter dekonstruktiver Lektüre des *Jenseits* folgend zeigt sie minutiös, wie Freud beim Schreiben betreibt, worüber er schreibt, und das *Jenseits* im Text rhetorisch inszeniert. Ich zitiere: »Es ist ein mimetischer Text, der sich im ›Zauderrhythmus‹ von Vor und Zurück, von Unterbrechung und Wiederaufnahme des Unterbrochenen bewegt« (Löchel 1996, 682). Frau Löchel ruft in einer zusammenfassenden Darstellung die Textbewegung von *Jenseits des Lustprinzips* in Erinnerung und geht der Bedeutung der Wiederholung und des Todestribs nach, die sich ihr am Leitfaden des (symbolischen) »Fort-Da-Spiels« erschließt. Entgegen der vereinfachenden Rezeption hat Freud hier vier Spiele beschrieben: erstens das mit einem unlustvollen »o-o-o-o« begleitete Verschwinden und das mit einem freudigen »Da« begrüßte Wiederkommen der mit einem Bindfaden umwickelten Holzspule seines anderthalbjährigen Enkels, um die schmerzhaft Abwesenheit der Mutter zu bewältigen; zweitens das »mit Interesse und Befriedigung« (Freud 1920g, 12) häufiger als das Garnrollenspiel praktizierte Wegwerfen al-

ler seiner Spielsachen, um mit ihnen Fortsein zu spielen, gefolgt von dem unermüdlichen elterlichen Einsammeln der weggeworfenen Gegenstände, um dem »o-o-o-o« des Kindes eine Bedeutung zu geben, nämlich »Fort«. Ein drittes Spiel, mit der Garnrolle als Ersatz für konkrete Gegenstände »Wagen« zu spielen und die Garnrolle hinter sich herziehen, wird von Freud hier nicht in Betracht gezogen bzw. als Möglichkeit verneint. Dem Kind eröffnet sich, so Frau Löchel, »die prinzipielle Unausschöpfbarkeit sprachlicher Bedeutung« (Löchel 2015) statt des Gebrauchs einer eindeutigen Referenz. Last but not least beschreibe Freud in einer Fußnote (1920g, 13, FN 1) ein viertes Spiel, bei dem der kleine Ernst sich mit einem »Bebi o-o-o-o« vor dem Spiegel selbst verschwinden lasse. Er verdeutlicht sich auf symbolvermittelte Art nicht nur die An- und Abwesenheit der Mutter, sondern übt spielerisch auch das Verschwindenlassen in Bezug auf sich selbst und alle möglichen Gegenstände ein. Die »selbst geschaffene« (Freud 1920g, 11) Verneinung (o-o-o-o) geht der Bejahung (da) voraus. Es muss etwas abwesend gemacht werden, um symbolisch zur Präsenz zu gelangen. Im Vergleich zu den Traum- und Erinnerungssymbolen des frühen Freud deutet sich 1920 aus Löchels Sicht implizit ein erweitertes, durch die Verneinungsfunktion später (Freud 1925h) ergänztes Verständnis des Symbolischen an, das über die 1916 von Ernest Jones formulierte Auffassung, nur Verdrängtes werde symbolisiert, weit hinausreicht. Aus dem Gedankenreichtum, zu dem Frau Löchel beim Wiederlesen von *Jenseits des Lustprinzips* gelangt, verdient ihre These besonders hervorgehoben zu werden, dass der Todestrieb, wenn auch selbst kein Repräsentant, mit jeglicher Repräsentanz aufs engste verknüpft ist, »wie der Schrei mit der Stille und die Schrift mit dem weißen Blatt« (Löchel 1996, 709). Das Paradigma des Fort-Da-Spiels zeigt uns nicht nur, dass wir mit dem Tod am Ende des Lebens zu rechnen haben, sondern auch mit einem Tod im Leben, der das psychische Leben überhaupt erst in Gang setzt. Loch hat in dem heute zur Diskussion stehenden Aufsatz geschrieben: »Der Lebenstrieb hat im Todestrieb seinen Ursprung« (Loch 1981, 55). »Was ist der Tod ?« zitiert Frau Löchel (1996, 711) schließlich Holofernes aus Hebbels *Judith*: »Das Ding, um dessentwillen wir das Leben lieben!«.

Als ich Frau Löchel fragte, auf welche ihrer Arbeiten ich mich bei meiner Einführung am ehesten beziehen könne, um mir nicht die Aufgabe zuzumuten, einen Eindruck vom Gesamtwerk zu vermitteln, erhielt ich zur Antwort, dass

ihr neben der Re-Lektüre von *Jenseits des Lustprinzips* die in Bad Homburg 2012 vorgetragene Arbeit »Ringens um psychoanalytische Haltung« besonders wichtig sei. Sie beschreibt dort eingangs, wie sie in der 92. Sitzung ihrer analytischen Arbeit mit einer jungen Patientin ein Zustand extremer Müdigkeit überfallen habe und sie für einen Moment vollkommen »weggesackt«, dann aber plötzlich aufgeschreckt sei, als die Patientin fragte: »Wie haben Sie das denn gerade gemeint? Ich habe den Satz, den Sie eben sagten, nicht verstanden«. Ihres Wissens hatte sie überhaupt nichts gesagt, sondern war »weg« gewesen. Sie hatte in dieser Stunde darum zu ringen, eine Haltung zu diesem Ereignis zu finden und etwas davon in Worte zu fassen. Eine Irritation ging ihr nach. Offenbar war es die Gefährdung der Haltung, »das naheliegende und manchmal vielleicht notwendige Scheitern«, das ihr am ehesten einen Zugang zu diesem Konzept zu eröffnen versprach. In der akribischen klinischen Erörterung taucht auch die Möglichkeit einer psychotischen Übertragung auf. Am Ende stimmt Frau Löchel der Auffassung zu, dass Interventionen, die aus der seelischen Arbeit des Analytikers an seinen eigenen Konflikten stammen, Patienten wirklich berühren. Sie schreibt, möglicherweise sei für die Patientin wichtig gewesen, mitzubekommen, wie sie das Ereignis vollkommen aus der Fassung gebracht hatte und wie sie darum ringen musste, sich als Analytikerin wiederzufinden. In der Reflexion des Zusammenhangs zwischen einer eigenen Stundenabsage und derjenigen der Patientin erkennt die Analytikerin eine Imitation ihres eigenen Weggehens und Wiederkommens durch die Patientin und erinnert an ihre Interpretation des Fort-Da-Spiels aus *Jenseits des Lustprinzips*. Im Spiel des kleinen Ernst, die Garnrolle und alle verfügbaren Gegenstände wegzuerwerfen, sieht sie eine Auseinandersetzung mit der Abwesenheit und einen ersten Ansatz zur Verneinung und damit zur Verwandlung der Aggression in ein Symbol: eine Bewegung vom Ausstoßsimpuls zur »Nachfolge« (Freud 1920g, 15), eine Transformation der Ausstoßung in die Verneinungsfunktion. In ihrer historischen Überlegung weist Frau Löchel auf die Herkunft des von Roy Schafer 1983 geprägten Begriffs »attitude« aus der Sozialpsychologie und auf dessen Bemühung um eine analytikerzentrierte ideale psychoanalytische Haltung hin. Sie konzentriert sich aber auf den Übergang von klassischen zu postklassischen Auffassungen. In letzteren sind Gegenübertragungsverwicklungen, Enactments und Symbolisierungsstörungen bedeutungsvoll geworden. Als hilfreich führt sie die Arbeit Josef Dantlgrabers an, der

1989 »Haltung« als ein »Instrument« bzw. als eine Brücke zwischen Deutung und Objektbeziehung beschrieben hat, der aber, was sie besonders hervorhebt (wie kürzlich auch Anton Kris in der Sigmund Freud-Vorlesung), Haltungen im Plural verwendet. Löchels Hauptanliegen ist indessen die Frage, was der Analytiker in die analytische Arbeit mitbringt. Mit Ralf Zwiebel (2007; Literaturangaben in Löchel 2013) sieht sie die »analytisch-therapeutische Position« ambivalent besetzt, da sie an unbewusste Konflikte des Analytikers rührt. Und mit Gerhard Schneider (2006) bedenkt sie den »aporetischen« Charakter der psychoanalytischen Technik. Gegenüber Ogdens (1994) Konzept des »analytischen Dritten« als einer Hervorbringung des unbewussten Zusammenwirkens der intrapsychischen Vorgänge von Analytiker und Analysand, durch welche die Haltung zu einer gemeinsamen Schöpfung wird, macht sie mit Victor Smirhoff (1988) geltend, dass die Gegenübertragung jedem Analytiker seinen eigenen »analytischen Stil« verleiht. Jenseits der gemeinsamen Schöpfung versteht sie den Begriff der analytischen Haltung als Platzhalter für das Nachdenken über den »Eigenanteil« des Analytikers, als Aufforderung zur Selbstanalyse, zur Selbstreflexion seines Widerstandes gegen den analytischen Prozess. Sie schließt sich Jean Laplanche an, der das Einzigartige der psychoanalytischen Methode – und sie ergänzt: der analytischen Haltung – darin sah, die Beziehung zum Rätsel, zur »Verletzung durch den Anderen« (Laplanche 1997, 63, zit. n. Löchel 2013) offenzuhalten.

Heute hören wir, wie sich Frau Löchel textkritisch und wieder lesend mit Wolfgang Lochs anspruchsvollem Aufsatz »Triebe und Objekte – Bemerkungen zu den Ursprüngen der emotionalen Objektwelt« befasst. Die Arbeit hat eine magistrale Aura und umfasst in großer Verdichtung nahezu alle Bereiche der Psychoanalyse und ihrer Bezüge zu Nachbarwissenschaften und zur Philosophie. Wolfgang Loch hat den Aufsatz – nach der Diskussion seiner Gedanken in Essen, Heidelberg und Zürich sowie einem Vortrag auf einer DPV-Tagung in Stuttgart 1979 – Piet van der Leeuw gewidmet. Piet van der Leeuw war als Präsident der IPV in den Siebzigerjahren zu Gast in Tübingen, woran ich mich gern erinnere, und seine Anerkennung war für Wolfgang Loch von besonders großem Wert. Das lückenhafte Resultat meiner eigenen Lektüre dieses Textes habe ich 1990 auf einer DPV-Tagung in Tübingen zu Wolfgang Lochs 75. Geburtstag folgendermaßen zusammengefasst:

Der Autor begründet die Ermöglichung der Transformation des Triebobjekts in ein libidinöses durch die – mit Freuds primärer Identifikation identische – Identifizierung mit dem ersten Aggressor, wodurch das primäre Ich als Abwehr-Ich konstituiert wird. Die Meisterung der depressiven Position, so Loch, ist abhängig von der Identifikation mit dem idealen Aspekt des Vaters, der dem Kind die Liebe des primären Objekts zuspricht. Die den Charakter der psychischen Realität prägende Errichtung des klassischen Überichs kommt dagegen durch die Identifikation mit dem zweiten Aggressor zustande, wodurch das Jungtüm zwischen dem Inzestverbot und der Annahme der kategorialen Strukturen der Gesellschaft verinnerlicht wird. Der erste Aggressor wird nachträglich als Vater imaginiert. Die über Symbolisierungen ablaufende Verquickung von Trieb, Erfahrung und Realität führt zur Generierung neuer Objekte, die ihre Validierung im Konsens erfahren. »Verrücktes« Denken ermöglicht neue Verknüpfungen von Primär- und Sekundärvorgang und eine Suspendierung des gerade herrschenden Realitätsprinzips. Lochs Arbeit enthält schließlich Hinweise auf seine Überzeugung, dass die depressive Position der paranoid-schizoide Position nicht folgt, sondern vorausgeht. Zur Entwicklung psychotischer Symptome kommt es demnach, wenn die Meisterung der depressiven Position misslingt. (Eickhoff 1990)

Rückblickend bemerke ich, dass ich nicht nur ein ganzes Kapitel, nämlich die Konstituierung der Repräsentanzen, sondern auch viele philosophische (Hegel und Kierkegaard) und zeichentheoretische Bezüge sowie das schwierige Problem der Identifizierung mit dem Vater der persönlichen Vorzeit ausgelassen, also eigentlich resigniert habe. Nach meiner Erinnerung hat sich nach Lochs DPV-Vortrag 1979 nur Helmut Thomä zur Diskussion geäußert, er hat die enorme Fülle bewundert, hat aber – so meine Mitschrift – eine Differenzierung von Objekt Konstanz und Objektpermanenz (nach Piaget) vermisst (Loch hatte das »immortal object« von Roy Schafer zitiert). Die Identifikation mit dem Aggressor bei erotisierter Übertragung fand er klinisch wichtig, worauf Loch ihn, sich auf den Apostel Paulus beziehend, an die Begründung der Begierde durch das Verbot, das Gesetz, erinnerte. Es war eine Sternstunde der Verständigung zwischen Tübingen und Ulm. Erwähnung verdient noch ein Hinweis auf Wolfgang Lochs Arbeit »Über einige Zusammenhänge zwischen Psychoanalyse und Philosophie« (Loch 1989), in der er Freuds Differenzierung von Ichideal und aktuellem Ich mit Kants Unterscheidung von transzendentalen und empirischen Ich parallelisiert hat, eine von sonst niemandem vertretene und umso mehr kontrovers diskutierte Konzeption.

Meine Damen und Herren, Frau Löchel hat nicht resigniert wie ich 1990, und Sie werden bemerken, dass ihre textkritische Re-Lektüre von Aufsätzen Wolfgang Lochs aus den Jahren 1981 und 1989, die auch ein dekonstruktives Element im Sinne Jaques Derridas enthält, einen neuen Sinn des Textes generiert. Dieses neue Lesen des Textes bringt uns so gewichtige Themen wie die Konstituierung der Repräsentanzen und den Vater der persönlichen Vorzeit nahe. Die Re-Lektüre der Interpretation, die Wolfgang Loch dem im »Entwurf einer Psychologie« 1895 von Freud so genannten Ding, dem »konstanten unverstandenen (im Unterschied zum wechselnden, verständlichen) Teil« der Wahrnehmungskomplexe (Freud 1950a, 473) gibt, produziert in besonderer Weise einen neuen Sinn: Nicht die Triebhemmung verleiht dem Ding Konstanz, Dauer und damit der externen Realität zugehörigen »Substanz-Charakter«, wie von Loch (1981, 61) angenommen, sondern erst die Negation durch die Identifizierung mit dem Vater der persönlichen Vorzeit transformiert das Ding in eine psychische Repräsentanz, sodass das prä-objektale Mutter-Ding (eine Formulierung in Anlehnung an Julia Kristeva 2007), zu einem libidinösen Objekt werden kann. Mit diesem schönen Exkurs ermuntert Frau Löchel uns überzeugend zum »kritischen Selberdenken«.

## Literatur

- Eickhoff, F.-W. (1990): Versuch einer Würdigung des wissenschaftlichen Werkes Wolfgang Lochs. In: *Erleben und Deutung. Ästhetik und Ratio*. DPV-Arbeitsstagung 1990. Hg. von J. Gutwinski-Jeggle/P. Wegner, 9–41.
- Freud, S. (1920g): *Jenseits des Lustprinzips*. In: *GW XIII*, 1–69.
- (1925h): Die Verneinung. In: *GW XIV*, 11–15.
- (1950a [1895]): *Entwurf einer Psychologie*. In: *GW Nachtr.*, 375–486.
- Loch, W. (1981): Triebe und Objekte – Bemerkungen zu den Ursprüngen der emotionalen Objektwelt. In: *Jahrbuch. Psychoanal.* 12, 54–81.
- (1989): Über einige Zusammenhänge zwischen Psychoanalyse und Philosophie. In: *Jahrb. Psychoanal.* 25, 57–123.
- Löchel, E. (1996): »Jenseits des Lustprinzips«: Lesen und Wiederlesen. In: *Psyche – Z Psychoanal* 50, 681–714.
- (2000): Symbol, Symbolisierung. In: *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Hg. von W. Mertens/B. Waldvogel. Stuttgart: Kohlhammer, 695–698.

- (2013): Ringen um psychoanalytische Haltung. In: *Psyche – Z Psychoanal* 67, 1167–1190.
- (2015): (Mit) Differenzen arbeiten. Symbol, Symbolisierung, Symbolisches. Ein Beitrag zur Diskussion des psychoanalytischen Symbolbegriffs. In: *Jahrb. Psychoanal.* 71, 93–121.